

Studieren nach der Stunde null

Steine schleppen, Fenster flicken und hungern:
Als die Universitäten 1945 den Lehrbetrieb
wiederaufnahmen, musste der akademische Nachwuchs
erst einmal ziemlich unwissenschaftliche Probleme lösen.



Der Weg zum Vordiplom war für Hans-Ulrich Bach, 83, nicht leicht: Klausuren in Mechanik, Mathematik, Physik und Chemie, außerdem Studienarbeiten und Analysen. »Das waren die Leistungen, die wir bringen mussten«, sagt Bach. Aber Fachwissen war längst nicht alles: Bach und seine Kommilitonen mussten Dächer decken, Steine schleppen und auf dem Schwarzmarkt Holz, Werkzeug und nicht zuletzt auch Lebensmittel organisieren. Der angehende Maschinenbauer war einer der ersten Studenten, die nach dem Zweiten Weltkrieg an die Technische Universität Berlin zurückkehrten – in eine zerbombte Ruine.

Das Kriegsende hatte der damals 23-Jährige als Lazarethhelfer in der Reichshauptstadt erlebt. »Am 2. Mai um halb zwei schossen die Russen in die Luft und sagten: »Der Krieg ist zu Ende.« Da bin ich nach Hause gegangen.« Lange hielt er es dort nicht aus, er wollte weiterstudieren. Hans-Ulrich Bach schnappte sich sein Fahrrad (»das hatte ich vorher einem Russen geklaut«) und fuhr nach Berlin-Charlottenburg – dorthin, wo er schon 1939 sein Studium aufgenommen hatte: »Ich wollte gucken, ob da überhaupt noch irgendetwas ist.« Bach traf ein paar russische Soldaten, die in den zerstörten Gebäuden der Technischen Universität gerade die Aktenschränke plünderten, und einen seiner ehemaligen Professoren. »Der sagte mir, dass er jetzt bemüht sei, die Hochschule wieder aufzubauen.« Und so kam es, dass Bach schon am 5. Mai, also noch vor der endgültigen Kapitulation Deutschlands, eine neue Aufgabe hatte: sich und seiner Uni eine Zukunft zu verschaffen.

So wie in Berlin wurden an allen Universitäten im zerstörten Reich die Studenten zum Motor des Neuanfangs. Zu tun gab es eine Menge: Mehr als jedes zweite deutsche Universitätsgebäude war beschädigt, viele davon schwer. Einige Hochschulen hatte der Bombenkrieg besonders hart getroffen: In Aachen waren fast 70 Prozent der Gebäude unbenutzbar, in Darmstadt 80 Pro-



PROF. WALTER RIED

Wissenschaft in Trümmern: Zerstörter Hörsaal der Universität Frankfurt am Main

zent zerstört, in Bonn und Münster konnten rund zwei Drittel der Hörsäle und Seminarräume nicht mehr genutzt werden.

Bereits im März 1943 hatte es in der NSDAP-Spitze und im Oberkommando der Wehrmacht Überlegungen gegeben, das Hochschulstudium in Deutschland auszusetzen, um alle verfügbaren Männer und Frauen an die Front oder in den Arbeitsdienst zu schicken. Der Plan wurde zwar nicht umgesetzt, doch von regulären Studienbedingungen konnte man schon ab dieser Zeit nicht mehr sprechen: Luftangriffe hatten im Juli 1944 fast die Hälfte der 61 Hochschulen im »Großdeutschen Reich« getroffen. Ständig mussten Ausweichquartiere gefunden werden, und Studierende und Professoren wurden verpflichtet, nachts die Gebäude zu bewachen, um beim Einsatz von Brandbomben sofort löschen zu können. Examensarbeiten wurden bei Sirenenalarm im Bunker geschrieben, und niemand wusste, ob und wie lange man noch vom Kriegs- oder Arbeitsdienst befreit sein würde.

Von den gut 85000 Immatrikulierten des Sommersemesters 1944 wurden im September etwa 16000 von der Wehrmacht eingezogen, weitere 30000, zum größten Teil Studentinnen, wurden zum Arbeitseinsatz in die Rüstungsindustrie beordert. Nur Ausländer, Examenskandidaten und Kriegsversehrte durften noch ohne weiteres in den Hörsälen bleiben – bis Bombenschäden, Kohlenmangel oder vorrückende alliierte Truppen den Unterricht völlig zum Erliegen brachten. Den Studenten, die nach dem Zusammenbruch des Re-



HANS-ULRICH BACH

»Ungehindert passieren lassen«: Studentenausweis von Hans-Ulrich Bach (oben); WG nach dem Weltkrieg: Mainzer Studentinnen teilen sich ein Zimmer (links)



Berge von Schutt: Die Universität Hamburg nach schweren Treffern aus der Luft

C. W. SCHMIDT-FLUCHS

gimes wieder anpackten, bot sich vielerorts ein Bild der Verwüstung: Hörsäle ohne Dach, Labore ohne Einrichtung, Fensteröffnungen ohne Glas. »Wir mussten alles selbst organisieren«, sagt Bach. Offizielle Ansprechpartner gab es keine, die Studenten waren auf den Schwarzmarkt und auf persönliche Kontakte angewiesen: »Ich hatte über ein Mädchen Verbindungen zur Charité in Berlin, so bekamen wir tonnenweise Röntgenaufnahmen«, erzählt Bach. Den Sommer verbrachten die TU-Studenten

Mit dem schnellen Wiederaufbau waren die Alliierten einverstanden, bei der Neueröffnung der Universitäten hatten sie allerdings Vorbehalte. Schon auf den Konferenzen von Jalta und Potsdam hatten vor allem die USA und die Sowjetunion gefordert, dass es eine wirksame Entnazifizierung der akademischen Lehrer geben müsse. Die Amerikaner entwickelten den entsprechenden Fragebogen mit fünf Belastungsstufen: Zur Kategorie I zählten »Hauptschuldige«, »Minderbelastete« kamen in Stufe III, »Entlastete« in Stufe V.

In den Jahren 1946 bis 1947 arbeiteten an den Universitäten dann die sogenannten University Education Control Officers. Diese UECOs koordinierten die Überprüfung von Professoren, Assistenten und Verwaltungsbeamten. An

»Die Ehemaligen wurden gebraucht«

Interview mit dem Berliner Historiker Michael Grüttner, 52, über die **NS-Vergangenheit** deutscher Hochschullehrer

UniSPIEGEL: Sie haben in einem kürzlich veröffentlichten Lexikon* die Biografien von über 500 Wissenschaftlern und Bildungsfunktionären zusammengetragen, die im Dritten Reich Karriere machten. Wie erging es der NS-Akademikerelite nach Kriegsende?

Grüttner: Es gab keine wirkliche Stunde null an Deutschlands Universitäten. Zwar haben die Alliierten unmittelbar nach Kriegsende die Universitäten sehr rigoros von belasteten Hochschullehrern gesäubert. In der amerikanischen und der sowjetischen Besatzungszone wurde zunächst über die Hälfte des Lehrkörpers entlassen. Die meisten der sogenannten Ehemaligen kehrten aber in den westlichen Besatzungszonen nach und nach wieder in Amt und Würden zurück.

UniSPIEGEL: Um dort weiterhin braunes Gedankengut zu streuen?



Historiker Grüttner

MARCO-URBANDE

Grüttner: Nein. Während und nach der Entnazifizierung waren die Professoren genau wie die anderen Deutschen darauf bedacht, sich vom Nationalsozialismus zu distanzieren. Selbst ehemalige Parteimitglieder stellten sich gern als heimliche Gegner des Regimes dar. Wer seine Ansichten nicht änderte, schwieg zumindest und äußerte sich nicht politisch.

UniSPIEGEL: Und das reichte aus, um einen Lehrstuhl zurückzuerhalten?

Grüttner: Einige intellektuelle Aushängeschilder des Dritten Reiches wie der Staatsrechtler Carl Schmitt waren nicht mehr tragbar. Sie bildeten aber die Ausnahme. Lothar Kreuz beispielsweise, der letzte Rektor der Berliner Universität und als Standartenführer Inhaber eines hohen SS-Ranges, wurde zunächst entlassen, kehrte aber 1952 auf eine Professur für Orthopädie zurück. 1953 wurde er Präsident der Deutschen Gesellschaft für Unfall-

* Michael Grüttner: »Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik«. Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, Heidelberg; 216 Seiten; 34,80 Euro.



Studieren mit einfachsten Mitteln: Heidelberger Chemiker (1945)

die Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen (RWTH) durften Anfang April 1946 nur 33 Professoren, 41 Dozenten und Lehrbeauftragte sowie 14 Verwaltungsbeamte zurückkehren. 1940 waren dort 67 Professoren in Amt und Würden.

Aachener Studenten protestierten gegen die Entnazifizierung. In einem Brief an Rektor und Kultusminister beklagten sie sich über die »kritische, ja katastrophale Lage« an der RWTH. Die Gesperrten hätten sich »für den Wiederaufbau in vollkommen demokratischem Geist eingesetzt und sind für unsere wissenschaftliche Ausbildung unentbehrlich geworden«, schrieben die Studenten und behaupteten: »Ihre Lehrtätigkeit war völlig frei von irgendwelchen

heilkunde, 1958 erhielt er sogar das Große Bundesverdienstkreuz. Wer vor 1945 niemanden denunziert hatte und außerdem als fähiger Wissenschaftler galt, hatte gute Chancen auf Rehabilitierung, auch wenn er ein glühender Anhänger des Regimes gewesen war.

UniSPIEGEL: Hätten die Alliierten und die deutschen Nachkriegspolitiker das Personal der Universitäten nicht komplett austauschen müssen?

Grüttner: Spätestens seit Beginn des Kalten Krieges hatten auch die Alliierten kein Interesse, die Universitäten durch eine radikale Entnazifizierung lahm zu legen. Die Ehemaligen wurden gebraucht. In der einen oder anderen Weise waren ja fast alle Wissenschaftler belastet. Bei Kriegsende gehörten rund 60 bis 70 Prozent der Hochschullehrer der Partei oder einer anderen NS-Organisation an. Selbst manche Kritiker und Gegner des Regimes hatten Schriften verfasst, auf die sie nach 1945 nicht stolz sein konnten.

UniSPIEGEL: Im Ausland standen geflohene Gegner des Nationalsozialismus bereit.



Fahnenweihe des NS-Studentenbundes (1936)

politischen Tendenzen.« Trotzdem waren im Juli 1948 noch sechs Professoren und neun Dozenten und Lehrbeauftragte entlassen.

Widersprüchlich beurteilten die Besatzungsbehörden die politische Haltung der Studenten. In Berichten der Militärregierung war immer wieder von braunen Tendenzen die Rede. »Die Gesinnung unserer heutigen Jugend ist noch nationalsozialistisch. Niemand von uns will irgendetwas mit Demokratie zu tun haben«, werden deutsche Studenten im Report »Nationalism at Universities in the British Zone of Germany« zitiert, der im März 1946 erschien. Die Universitätsoffiziere vor Ort teilten diese Einschätzung jedoch nicht immer. Der in Münster stationierte britische Offizier James Mark beobachtete, dass »der durchschnittliche deutsche Student gegenwärtig kaum eine politische Gefahr genannt werden kann«. Er sei »dankbar für seine Chance zu arbeiten und nur bestrebt, dies zu tun und Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen«.

Einen kompromisslosen Pragmatismus skizzierte der Theologe Helmut Schreiner 1946 bei der Eröffnung der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster: »Unsere Studenten sind kaum imstande, zweckfrei zu hören und zu denken und zu forschen. Sie drängen mit Gewalt in den Beruf hinein.« Auch Josef Pieper, in den Nachkriegsjahren ein international geachteter Philosophieprofessor

Grüttner: In einigen Fächern haben zurückgekehrte Emigranten durchaus eine Rolle gespielt, etwa die Köpfe des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, in der Soziologie. Im Regelfall waren aber diejenigen Emigranten, die in der Zwischenzeit gute Stellen an amerikanischen Universitäten erhalten hatten, an einer Rückkehr nach Deutschland nicht interessiert. Außerdem setzten die Hochschulen anfängliche Beschlüsse, vertriebene Kollegen wieder aufzunehmen, eher zögerlich und lustlos um. Die Rückkehrer wurden von ihren Kollegen nicht selten als Teil der Besatzungsmacht angesehen. Emigranten wie Hannah Arendt waren auf ihren Deutschlandbesuchen enttäuscht darüber, dass auch unter Wissenschaftlern kein wirkliches Bewusstsein für das Ausmaß der nationalsozialistischen Verbrechen existierte, sondern das Selbstmitleid überwog.

UniSPIEGEL: Welche Fächer und Fakultäten waren besonders belastet?

Grüttner: Würde man eine Nazifizierungsskala der einzelnen Fächer aufstellen, stünde wahrscheinlich die Medizin als besonders stark belas-



BPK

Improvisation ist alles: Mensa der TH Darmstadt in einem ehemaligen Luftschutzbunker (1948)

in Münster, betont diese absolute Konzentration auf Bildung: »Eine so vehemente geistige Neugier, wie sie diese Studentengeneration auszeichnete, ist mir jedenfalls später niemals mehr begegnet.« Im Frühjahr 1946 wurden die Universitäten offiziell wieder eröffnet. Wer sich immatrikulieren wollte, musste gleich mehrere Auflagen akzeptieren. »Eine Bedingung, die alle Studienbewerber zu erfüllen hatten, war die Teilnahme am Wiederaufbau der Universität«, schreibt der Historiker Peter Respondek in seiner Dissertation zum Wiederaufbau der Universität Münster: »Dieser bis dahin freiwillige Arbeitseinsatz wurde aufgrund des an-

dauernden Mangels an Arbeitskräften nun für alle obligatorisch.« Die Arbeitspflicht betrug in Münster drei Monate vor Studienbeginn, an der TU Berlin waren 100 Stunden nachzuweisen. Und der damalige Darmstädter Architekturstudent Hanns-Harro Stirtz erinnert sich, dass er bei der Anmeldung an der Universität seine Stunden noch nicht zusammenhatte: »Ich sprach mit zager Erwartung vor, denn ich wusste schon, dass die Zahl der Anmeldungen längst die Kapazität überstiegen hatte.«

Bis zum Vorexamen musste Stirtz jedes Semester noch weitere Stunden mitarbeiten. Diesen Zwang gab es an vielen Universitäten bis Ende der vierziger Jahre. Voraussetzungen für die Immatrikulation waren außerdem eine politische Überprüfung per Fragebogen und eine Erlaubnis des Arbeitsamts. Denn wer von der Pflicht zu »gewinnbringender Arbeit« nicht befreit war, durfte auch nicht studieren – genauso wenig wie bekennende Nationalsozialisten.

tet ganz oben. Am anderen Ende lägen die katholischen Theologen.

UniSPIEGEL: Warum die Medizin?

Grüttner: Die Zahl der ehemaligen Parteimitglieder und vor allem die der SS-Mitglieder, die ja viel aussagekräftiger ist, war an medizinischen Fakultäten besonders hoch, ebenso der Anteil von ehemaligen NS-Aktivisten. Manche Mediziner waren außerdem direkt beteiligt an nationalsozialistischen Verbrechen, etwa an der Euthanasiepolitik oder an Menschenversuchen mit KZ-Insassen. Präparate von NS-Opfern wurden an den medizinischen Fakultäten lange Zeit weiterverwendet –

ohne ein Bewusstsein dafür, dass dieses Lehrmaterial aus Verbrechen entstanden war.

UniSPIEGEL: Wie sind die deutschen Studenten nach Kriegsende ihren belasteten Lehrmeistern begegnet?

Grüttner: Ein Großteil der Studenten, die 1945 an die Universitäten kamen, waren ehemalige Soldaten. Sie waren mehrheitlich nicht nationalsozialistisch, aber doch vielfach nationalistisch eingestellt. Die eigenen Hochschullehrer etwa bei der Besatzungsmacht anzuschwärzen galt als nicht akzeptabel. Belastende Schriften, die noch häufig in den Bibliotheken schlummerten, wurden erst im Umfeld der Studentenbewegung von 1968 wieder ausgegraben und republiert, sehr zum Unwillen ihrer Verfasser. Die meisten Fächer haben erst in den achtziger Jahren angefangen, ihre Vergangenheit aufzuarbeiten. Da hatten die Professoren, die vor 1945 gelehrt hatten, bereits die Emeritierungsgrenze erreicht oder waren verstorben.

UniSPIEGEL: Welche Folgen hatte der Nationalsozialismus für den Wissenschaftsstandort Deutschland?

Grüttner: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts galten die deutschen Universitäten als die besten der Welt, davon konnte nach 1945 keine Rede mehr sein. Nach 1933 musste fast ein Fünftel des Lehrkörpers die Universitäten verlassen, allein 24 Nobelpreisträger verließen Deutschland und Österreich. Diese Verluste beschleunigten Deutschlands Niedergang als Wissenschaftsnation. Die Führungsposition ging an die Vereinigten Staaten verloren.



ULLSTEINBILDBERIEBT

Berliner Studenten vor einer Radfahrt nach Ostpreußen (1933)

INTERVIEW: JAN FRIEDMANN



ERNST GROSSAR / BPK

Nicht nur der Wissensdurst war groß: Studentendemonstration in München (1948)

Das Studium war aber weiterhin nur unter schwierigsten Bedingungen möglich. Viele Kommilitonen lebten in provisorischen Unterkünften, etwa in ehemaligen Luftschutzbunkern ohne Fenster. »Massenquartiere wurden eingerichtet, ehemalige Gastwirtschaften, Fabriken, Schulen und alte Hotels, in denen die Studierenden mehr hausten als wohnten«, berichtet Wolfgang Höntzsch, Hochschullehrer in Jena, der die Geschichte des örtlichen Studentenwerks erforscht hat. So waren in der ehemaligen Gaststätte »Erbprinz« in Jena sechs Studenten in einem 18-Quadratmeter-Raum untergebracht, und wer zu zweit ein 8-Quadratmeter-Zimmer bewohnen durfte, hatte noch Glück. »Es mangelte an allem: Bettwäsche gab es nur für eltern- und heimatlose Studenten. Wer keine Bettwäsche hatte, schlief in Trainingsanzügen in unüberzogenen Betten«, erzählt Höntzsch.

»Wir haben die ganze Woche auf die Schwedenspeisung gewartet«, sagt Hans-Ulrich Bach. Einmal pro Woche lieferte das Schwedische Rote Kreuz den Studenten und Professoren der TU Berlin eine warme Mahlzeit, an einem anderen Tag versorgte das Englische Rote Kreuz die Uni-Belegschaft.

Wer Glück hatte, konnte in die Mensa gehen. »Unten im Keller, unter Saal 156, war ein Raum heil geliebt«, heißt es in einer Chronik der Darmstädter Uni von 1953, »wenn sich auch bei Regen Pfützen beträchtlichen Ausmaßes auf seinem Boden sammelten, wenn auch nur 200 Mann Platz fanden, obwohl 1200 Essen wollten, wenn sich auch die

Schlange in mannigfachen Windungen um Tische, Säulen und Pfützen herum bis weit in den Hof kringelte, wenn wir auch mit eigenem Besteck löffeln mussten – es gab ein den Umständen entsprechend ganz brauchbares Essen.« Gegessen wurde aus Blechnäpfen, die noch von der Wehrmacht stammten. Und das waren nicht die einzigen militärischen Ausrüstungsgegenstände, die an den Unis weiterbenutzt wurden. »Die wenigen Hörsäle waren übervoll von Trägern abzeichenfreier Uniformen«, erinnert sich Hanns-Harro Stirtz. Und es war eng. »Spätkommer mussten sich mit einem Stehplatz begnügen«, so Stirtz. Das war nicht nur unbequem, weil man schlecht mitschreiben konnte, sondern auch der »möglicherweise höhere Kalorienverbrauch« galt bei den permanent hungrigen Studenten als Nachteil.

Noch bis weit in die fünfziger Jahre hinein war der Alltag vieler Studenten trist. Die erste Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks unter den rund 116000 Studierenden in Westdeutschland und Berlin ergab 1951, dass mehr als 13 Prozent in nicht beheizbaren Zimmern lebten. An den Vorlesungen durften die Betroffenen jedoch nur teilnehmen, wenn sie zur Veranstaltung ein Kohlebrickett mitbrachten. Das mussten sie oft auf dem Schwarzmarkt tauschen, denn nur eine Minderheit bekam ausreichend Geld von den Eltern. Jeder fünfte Student hatte im Krieg den Vater verloren oder wartete auf dessen Rückkehr aus der Gefangenschaft.

»Ich habe trotzdem nie jemanden klagen gehört«, sagt Hans-Ulrich Bach – nicht über Vorlesungen, die im Winter in Mantel und Handschuhen gehört wurden, nicht über Tuberkulose-Erkrankungen, an denen viele Studierende litten, und auch nicht über Studiengebühren. »150 Mark im Jahr, das war eine Menge Geld. Aber wovon sollte der Laden sonst leben?«

Gleichzeitig waren die 150 Mark aber auch die Investition in ein neues Leben. Maschinenbauer Bach erinnert sich an das erhebende Gefühl, als er nach sieben Jahren das erste Mal mit gepumptem Geld in den Urlaub fuhr – »in der sicheren Erwartung, wenn du jetzt bald deine erste Stelle hast, dann kannst du in sechs Wochen das Geld zurückzahlen, auf Mark und Pfennig.«

ARMIN HIMMELRATH, BRITTA MERSCH